



Meine Kindheit in Jerusalem

Erinnerungen eines Liebenden

von **Christoph Rhein**, Ehrenmitglied und ehemaliger Vorsitzender (1995 bis 1998) des Jerusalemvereins

Es war vor 84 Jahren im Oktober 1930, als wir nach Palästina kamen. Mein Vater war zum Propst an der Erlöserkirche berufen worden. Ich, der jüngste von vier Söhnen, war knapp drei Jahre alt. Als wir Ende 1938 zurückkehrten, war ich knapp elf. So wurde Jerusalem die Stadt meiner Kindheit.

Wir lebten in der Street of Prophets 248. Das wunderschöne große Grundstück, auf dem bei der Einweihung der Erlöserkirche die Zeltstadt des Kaisers aufgeschlagen war, beherbergte die stattliche Propstei, die Deutsche Evangelische Schule, ein Haus mit Wohnungen für Lehrer, einen Olivengarten, eine

Wiese mit sechs Feigenbäumen. Als es zweimal in all den Jahren schneite, wurden hier große Schneekugeln gewälzt, ein Schneemann gebaut und eine zünftige Schneeballschlacht geschlagen. Zur Straße hin lag ein großer parkähnlicher Garten mit Pinien, Zitronenbäumchen, einem mächtigen Mandelbaum und unmittelbar vor dem Haus drei in ganz Jerusalem berühmten Zedern.

In diesem Garten habe ich gespielt, bin auf den Mandelbaum geklettert, einmal auch auf eine Pinie, von der ich aber nur mit Hilfe unseres Gärtners wieder herunter kam. Hier habe ich von der Freitreppe aus die in

meinem inneren Ohr wunderbar singenden Rosen dirigiert. Im Schuppen stand der Leichenwagen, gemeinsames Eigentum der deutschen und englischen Gemeinde. Die Maler, die unsere Fensterläden strichen, bewahrten hier ihre Farbtöpfe auf. Diese waren nach einem Wochenende offen und der Leichenwagen bis zu einer Höhe von einem Meter sauber grün gestrichen. Meine Untat. Ich muss sie aber genossen haben, denn nach der Bestrafung fragte ich meinen Vater: „Darf ich, wenn ich groß bin, Maler werden?“

In dem Garten unter den Bäumen fanden Gemeindeabende und Schulfeste statt. In dem so genannten Empfangszimmer der Propstei, elf mal elf Meter, kamen die Patriarchen und Oberhäupter der anderen Kirchen an Festtagen zu Besuch. Nach dem offiziellen Teil wurde Tee getrunken, und ich durfte hereinkommen, auf dem Schoß der Patriarchen sitzen und die schweren, goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kreuze und Medaillons in die Hand nehmen und bestaunen. Die Vielfalt und Buntheit der Kirchen empfand ich als Schatz.

Mittelpunkt war aber die Erlöserkirche. Sonntags wanderten wir über den „Russenbau“, das Jaffator und den Suq zum Gottesdienst. Wenn die Glocken läuteten, durfte ich in der Läutestube eins der dicken Taue greifen und mich im Rhythmus nach oben ziehen lassen. Wenn meine Eltern nach dem Gottesdienst Kranke besuchten, kam ich manchmal mit, um auf der Geige einen Choral zu spielen.

Die Gegenwart der biblischen Geschichten
Für mich waren die biblischen Geschichten als Kind ganz eng verbunden mit der Stadt und dem Land. Sie waren lokalisierbar und damit für mich auf besondere Weise real.

Auch das Kirchenjahr hatte seine Orte. Gründonnerstag abends die Andacht im Garten Gethsemane. Ostern 1931 wie auch in den meisten Jahren danach ein Eselsritt nach Emmaus. Der Ausflug verband sich mit der Emmaus-Erzählung und dem mir so lieben Kanon „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“ Der Himmelfahrts-Gottesdienst natürlich unter freiem Himmel auf dem Ölberg.

Höhepunkt aber war die Weihnachtszeit. In den Adventswochen durchzog das Haus der köstliche Duft der Bäckerei von Stollen und anderem Gebäck. Die Spannung stieg, wenn in den letzten Tagen das große Empfangszimmer zur Weihnachtsstube hergerichtet wurde. Ich lauerte vor der Tür, um doch irgendwie einen Schimmer vom Christkind mit zu bekommen. Wenn meine Mutter heraus kam, sah ich manchmal etwas silbern blitzen, wohl das Lametta am Weihnachtsbaum. Oder doch das Christkind? Jedes Mal bekam ich ein Schaumplätzchen, so hießen bei uns die Baisers.

Endlich war der Heilige Abend da. Erst die Christvesper in der übervollen Erlöserkirche, mit der Weihnachtsgeschichte und den wundervollen Chorälen. Dann ging es in die Propstei. Mehrere Waschsüsseln mit Heringssalat warteten auf die Familie, die Mitarbeiter und die immer auch mit eingeladenen jungen unverheirateten Lehrer und Ärzte. Danach in der Weihnachtsstube vor der Krippe noch einmal Weihnachtsgeschichte und -lieder. Für jeden war ein bunter Teller vorbereitet mit einem großen, mit Schokolade überzogenen Lebkuchenherz, auf dem mit Zuckerguss der Vorname stand. Aus dem Arzt „Herr Dr. Schmidt“ war ein Peter geworden. Er durfte an diesem Abend noch mal Kind sein.

Um 10 Uhr oder 10:30 Uhr allgemeiner Aufbruch. Mit den vorhandenen Autos und der „Mehlkiste“ des syrischen Waisenhauses, einem großen Kastenwagen, ging es nach Beit Sahour auf die Hirtenfelder. Unter dem Sternenhimmel blies einer der Diakone über die Landschaft Weihnachtslieder, und mein Vater las noch einmal „Es begab sich aber zu der Zeit...“. Ich durfte ihm dabei mit der Taschenlampe leuchten. Um Mitternacht schließlich in der Bethlehemer Weihnachtskirche bei einem mit Lilien geschmückten Baum die Christmette mit der arabischen Gemeinde.

Das Land

Das Palästina meiner Kindheit habe ich noch in mir. Das Licht, die Luft, die Hitze der Wüste Juda. Und der zarte, rosa-grüne Flaum auf den Hügeln, wenn die Zykamen blühten. Unvergessliche Wanderungen in das Wadi el Kelt zum Georgskloster, Fahrten nach Bethlehem,



„Klein-Christoph“ im Garten des General-Konsulats

Hebron und Jericho und in den Norden zum See Genezareth, in die deutschen Dörfer und nach Akko und Haifa. Zum Baden fuhren wir meistens ans Tote Meer. Als ich zehn war, durfte ich auch mal auf der schnurgeraden Straße in der Jerichoebene das Auto steuern. Ich saß auf dem Kartoffelsalat, um Sicht zu haben. Gelegentlich ging es auch über die schmale Landstraße mit den Serpentinien, den berühmten „seven sisters“, nach Jaffa an den Strand. Noch heute riecht es an der Küste Italiens oder in Südfrankreich nach meiner Kindheit.

Araber, Juden, Deutsche

Das Land stand ja unter englischer Verwaltung. Ein britischer General, der High Commissioner, stand an der Spitze der Verwaltung. Geldscheine und Münzen waren dreisprachig beschriftet: Palestine, Fallastin und Erez Jisrael.

Die Schüler in der deutschen evangelischen Schule kamen aus deutschen, arabischen, armenischen und gemischten Familien. Erste Fremdsprache in der zweiten Klasse war Arabisch, erst in der dritten Englisch. Meine

Spielkameraden waren Araber oder Deutsche, nie Juden. Jüdische Eltern liebten nach 1933 ihre Kinder nicht mehr mit deutschen Kindern spielen. Aber ich kleiner Junge mochte Juden auch nicht, habe sie auf meine kindliche Weise sogar „gehasst“. Denn „Juden“ waren für mich die rabiaten, böse blickenden Männer mit den Ringellöckchen, die uns Kinder vom Fahrrad

stießen, wenn wir am Shabbat auf der öffentlichen Straße radelten. Die jüdischen Freunde meiner Eltern waren für mich normale freundliche Menschen. Ich zählte sie nicht zu den „Juden“, erst recht nicht meinen Geigenlehrer Wolfgang Schocken, der wegen seines jüdischen Vaters in Berlin 1933 nicht Examen machen durfte und nach Palästina ausgewandert war. Ihn habe ich heiß geliebt. Ihm, dem genialen Lehrer, verdanke ich bis heute mein Geigenspiel. Er gehörte zu den Gründern des Musiklebens in Israel. 50 Jahre später fanden wir uns wieder, ich 60 und er

80. Und es wurde eine tiefe Freundschaft bis zu seinem Tod. Noch heute bin ich mit seinen Töchtern und ihren Familien in Israel verbunden.

Enger waren aber doch die Beziehungen zu den Arabern, schon durch die gemeinsame Arbeit in der Kirche. Mein Vater traf sich regelmäßig mit den arabischen Pastoren. Das syrische Waisenhaus betreute arabische Kinder und Jugendliche. Im Diakonissenkrankenhaus lagen arabische Patienten. Der Internist Dr. Canaan mit seiner aus Potsdam stammenden Frau war unser Hausarzt. Seine Tochter Leila ging in meine Klasse, seine Schwester Sit Badra Canaan war unsere Arabischlehrerin in der Schule. Wegen einer riesigen Warze auf ihrer Nase war sie mir immer etwas unheimlich. Immerhin kann ich noch arabische Redensarten in Jerusalemer Mundart sagen und auch noch schreiben und leichte Texte lesen. Verstehen kann ich das Gelesene allerdings nicht mehr.

Unter den Deutschen bildete das Jahr 1933 eine Zäsur. Der beliebte deutsche Generalkonsul Heinrich Wolf wurde wegen seiner jüdischen Frau abberufen. Meine Eltern waren mit Wolfs befreundet gewesen. Von Sohn Georg erbe ich eine große Märklin-Eisenbahn. Die mit einer Kurbel aufziehbare Lokomotive war so schwer, dass ich sie nur mit zwei Händen heben konnte.

Der neue NS-Generalkonsul sollte den Einfluss meines sehr geachteten Vaters unter-



Christoph Rhein, 9 Jahre, mit dem Gärtner Gadi'a

graben, was ihm aber nicht gelang. In einer Welle von Deutschlandbegeisterung traten viele Deutsche der NSDAP bei. Auch um meinen Vater wurde geworben, umsonst. Im Gemeindekirchenrat waren nur drei Mitglieder nicht in der Partei: mein Vater, der Hilfsprediger Fritz Maass und die Oberin des Krankenhauses, Schwester Theodore Barckhausen.

Mein Jerusalem

So viele Erinnerungen! Diese wunderbare und gleichzeitig heute auch so schreckliche Stadt. Hier habe ich Wurzeln bei Juden und Arabern und in dem schönen Land. Unter der verfahrenen politischen Situation im Land leide ich. So viel Fanatismus und Hass auf beiden Seiten. Wieder sehe ich in der Altstadt die rabiaten orthodoxen Juden meiner Kindheit. Hassen kann ich sie nicht mehr, aber ich finde sie schrecklich. Die Stadt ist sehr viel größer und auch hässlicher geworden.

Aber sie bleibt die Stadt meiner Kindheit. Darum kann ich sie nicht vergessen. Darum liebe ich sie.